

Von den Gesichtern

Was mich immer tief alteriert hat, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der die meisten Menschen ihr Gesicht tragen. Gefiel mir eines oder das andere nicht, so kam, wie um das Maß voll zu machen, die Beschönigung eines unbetheiligten Dritten dazu: der Mann könne doch für sein Gesicht nicht. Kein Standpunkt ist haltloser. Denn die Verantwortung, die einer für seine lange Nase übernimmt, ist mindestens so begründet wie jene, die er für seine politische Überzeugung trägt. Für die politische Überzeugung kann der Mensch in den meisten Fällen überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden, da sie ihm von Geburt oder durch fehlerhafte Erziehung, durch mitgebrachte Schwäche der geistigen Veranlagung oder durch das verderbliche Beispiel der Umgebung anhaftet. Dagegen entspringt ein Fehler der körperlichen Erscheinung einem Mangel an Rücksicht, der bei der reichen Auswahl von Selbstmordmöglichkeiten mehr als peinlich berührt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die Träger eines Gesichts, dem die Schöpfung den Stempel der

Ausschußware deutlich aufgeprägt hat, nicht nur nicht aus Bescheidenheit vor der Verschandelung des Weltbildes zurückschrecken, sondern alles dazu tun, sich als das Merkziel der Betrachtung ihren Nebenmenschen zu empfehlen. Man kann sicher sein, daß einer, der Henkelohren hat, nie auf den Vorwurf hören wird, sein Gesicht gleiche dem Nachttopf des Königs Attila, sondern im Glauben lebt, es gleiche dem Bildnis des Dorian Gray. Keine Spur von reuiger Ergebung in die Einsicht, verpfuscht zu sein! Vielmehr läßt die Zuversicht, die aus solchen Zügen spricht, darauf schließen, der glückliche Besitzer halte sein Gesicht für die endgültige unter den zahllosen möglichen Formen, ja für eine solche, die bei künftigen Schöpfungsakten als die allein maßgebende und modemachende in Betracht kommen wird. Die Schönheit ist viel zu ehrgeizig, um sich für vollkommen zu halten; aber nichts geht über den Stolz der angeborenen Häßlichkeit. Wer sie von der Verantwortung freispricht, beleidigt ihr Selbstbewußtsein. Das »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« ist eine Entschuldigung, die alles aufrecht hält.

Unbedingt verwerflich aber ist die Eigenschaft, einem andern ähnlich zu sehen. Die Gesichtszüge sind das einzige Merkmal, durch das sich die Trivialität von der Alltäglichkeit unterscheidet. Fehlt das Zeichen, so entsteht

X

eine heillose Verwirrung, aus der man in Deutschland allerhöchstens in der Richtung der Schnurrbartspitzen herausfindet. Es kann aber gerade in diesem Punkt wieder die Eitelkeit eine fatale Rolle spielen und Ähnlichkeiten schaffen, die den Betrachter in die peinlichste Verlegenheit bringen. An und für sich ist es ja schon eine grauenhafte Vorstellung, daß man irrtümlich Hurra ruft. Aber geradezu verhängnisvoll wäre es, wenn diese Kundgebung einem Feldwebel gälte, der den Schnurrbart nach dem alten Kurs trägt, und inzwischen führe unerkannt ein Hochgestellter vorüber, dessen milder Gesichtsausdruck sich noch nicht eingelebt hat . . . In jedem Fall gehören die Ähnlichkeiten zu den mißlichsten Komplikationen des Lebens. Man könnte sich damit begnügen, der Schöpfung Fahrlässigkeit zum Vorwurf zu machen, wenn sie nicht durch die Institution der Zwillinge eine Planmäßigkeit des Vorgehens bewiesen hätte, die sich von selbst richtet. Unübersehbar sind die Schwierigkeiten, denen man sich ausgesetzt fühlt, wenn man einen Esel meint und dessen Bruder schlägt, und der einzige Trost in solcher Lage ist die Hoffnung, daß auch dieser Schlag einen Esel getroffen hat. Was auch geschehen mag, Zwillinge haben sich in allen Fällen selbst zuzuschreiben. Ein unerquicklicher Anblick ist es, wie da immer der eine Teil den andern

mitreißt. Kürzlich erst konnte man lesen, wie einer dieses Zustandes überdrüssig wurde und sich infolgedessen beide erschossen haben. Sie waren Offiziere und hatten es gemeinsam bis zum Major gebracht. Seit einigen Jahren, hieß es, hatten sie mit Schulden zu kämpfen. Im Kartenspiel und am Turf sollen sie viel Geld verloren haben. Es bestand die Gefahr, daß sie die Offizierscharge verlieren würden. Es war ihnen nicht möglich, ein Akzept einzulösen, sie gingen auf das Platzkommando, kamen um viertel eins nachhause, schrieben mehrere Briefe, sandten ihre Offiziersdiener damit fort, und erschossen sich. Der eine im rechtsseitigen Zimmer in die linke Schläfe, der andere im linksseitigen Zimmer in die rechte Schläfe. Nur so waren sie schließlich zu unterscheiden. Hätten sie in glücklicheren Verhältnissen ihr Leben fortgesetzt, der Wirrwarr hätte sie am Ende doch zur Verzweiflung getrieben. Denn der Bericht schließt mit der Erklärung, es sei »bemerkenswert, daß sich die beiden Brüder durch ein Heiratsprojekt rangieren wollten, welches zunichte wurde«. Aber auch sonst hätte der eine halten müssen, was der andere versprach, wenn nicht dieser vergessen hätte, woran sich jener nicht erinnern konnte. Die untereinander eingegangenen Verbindlichkeiten haben das Ende der Zwillinge herbeigeführt. Zu Zwillingen

entschließt sich die Natur nur in den äußersten Fällen. Sie liefert nur dann Duplikate, wenn für den verfügbaren Mangel an Persönlichkeit, der zur Erschaffung des Dutzendmenschen dient, einer allein nicht ausgereicht hat. Daß einer seufzen muß, wenn der andere verliebt ist, ist ein Zustand, dessen Lächerlichkeit auch ohne den Verlust der gemeinsamen Offizierscharge tötet.

Aber auch die Ähnlichkeit bei Vätern und Söhnen ist oft von den übelsten Folgen begleitet. Sie wäre eine Familienangelegenheit, wenn nicht in den Fällen, die die Söhne berühmter Männer betreffen, andauernd öffentliches Ärgernis geboten würde. Ist es an und für sich traurig, daß Männer, die auf irgendeinem Gebiete schöpferisch tätig sind, den Ehrgeiz haben, es auch in geschlechtlicher Beziehung zu sein, so müßte doch wenigstens darauf geachtet werden, daß jede Spur von Ähnlichkeit beim Nachwuchs ~~bevor~~ im Keime erstickt wird. Was soll um Gotteswillen aus einem jungen Menschen werden, der ganz so aussieht, wie sein Vater, der berühmte Komponist, und absolut nicht komponieren kann? Um nicht komponieren zu können, dazu braucht man gewiß nicht der Sohn eines großen Komponisten zu sein. Das Traurige hierbei ist aber nicht die Unfähigkeit, sondern die Ähnlichkeit. Da ist der Vater in einem Palazzo

1/2 von x

Hd x

von Venedig gestorben, die Fremden pilgern
 zu der geweihten Stätte, am Lido aber badet
 die irdische Hülle des teuren Verblichenen, und
 den Fremden bleibt auch dieses unvergeßlich.
 Man bewundert ein Naturspiel, aber man sollte
 es verurteilen. Wozu dienen solche Attrappen
 der Natur? Um mit Ähnlichkeiten zu verblüffen,
 genügt doch das ausgeschnittene Profil einer
 Leinwand, in das Loch steckt ein altes Weib
 sein Gesicht, stellt sich auf den Sessel eines
 Wirtshausgartens und sagt: Jetzt werden die
 Herrschaften den Richard Wagner sehen. Vor-
 her aber bitte ich um ein kleines Trinkgeld
 oder Douceur . . . Es laufen heute in Europa
 ein paar höchst unverdiente Träger berühmter
 Namen herum. Man hat es aus falscher Hu-
 manität unterlassen, sie rechtzeitig im Kaukasus,
 im Dovregebirge oder in der sächsischen Schweiz
 auszusetzen, und nun müssen wir sehen, wie die
 Folgen der Geschlechtsakte sich vor die besseren
 Schöpfungen der berühmten Männer stellen. Man
 zwingt sie wenigstens von Gesetzes wegen zur
 Annahme eines Pseudonyms und einer verän-
 derten Barttracht, und warte ab, ob sie dann
 noch lebensfähig sind. Der Sohn Goethes hat
 sich von keinem literarhistorischen Standpunkt
 zur Aufnahme in die Gesamtausgabe von Goethes
 Werken empfohlen. Aber wenn gar einer so
 aussieht, daß er erst das »Sternengebot« schreiben

x

|—

H n *

12 muß, damit einem der Ruf »Der ganze Papal«
in der Kehle stecken bleib, so verwünscht man
diese ewigen Foppereien der Natur. Nein, es
ist nichts mit den Ähnlichkeiten. Sie dienen
nicht einmal dem Größenwahn, der den Sohn
auszeichnet. Denn der wird immer behaupten
daß er darin selbständig ist.